

JOHN HEUBUSCH

**DAS BLUT  
DES MESSIAS**

Aus dem Amerikanischen von Marc Tannous

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *The Shroud Conspiracy*  
erschien 2017 im Verlag Howard Books.  
Copyright © 2017 by John Heubusch

1. Auflage Juni 2018  
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig  
Lektorat: Marion Mergen  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-655-7  
eBook 978-3-86552-656-4

*Für die Liebe meines Lebens.  
Für meine verrückte, wunderschöne  
und gefühlvolle Sizilianerin.  
Marcella, Sciatu miu.*

*Petrus aber stand auf und lief zum Grab und bückte sich hinein und sah nur die Leinentücher und ging davon und wunderte sich über das, was geschehen war.*

Lukas 24:12



# TEIL 1

# 1

Rom, Italien – Vatikan

Februar 2014

Pater Parenti hatte ein Problem mit dem Fluchen und heute Morgen im *Sanctum Sanctorum* der heiligen Bücher des Vatikans war es nicht anders.

»*Porco Diavolo!*«, murmelte er und verfluchte damit den Teufel. Dann blickte er sich verstohlen um, ob sich irgendjemand in Hörweite befand.

Der kleine katholische Priester war auf die antiken Dielenbretter geknallt und hatte sich dabei fast selbst bewusstlos geschlagen, als ein provisorisches Regal, auf dem er ein Nickerchen gemacht hatte, unter seinem Gewicht kollabiert war. Der stechende Schmerz, der sich von den Lenden bis in die Mitte seines Nackens erstreckte, war so stark, dass er Mühe hatte zu atmen. Er lag inmitten eines Haufens unbezahlbarer Bücher, der sich überall verteilt hatte. Kaum war sein Hochsitz ins Rutschen geraten, waren drei wuchtige, parallel dazu verlaufende Regalreihen wie Dominosteine umgefallen, und eine noch größere Lawine aus Folianten hatte sich in den Gang zwischen den Regalen ergossen. Er hatte Schmerzen und war halb unter zerborstenen Regalbrettern und Bergen aus mittelalterlichen Büchern begraben. Bei einigen von ihnen waren die Seiten irreparabel beschädigt. Ein Modergeruch aus unzähligen wiedererweckten Texten, die jahrhundertlang ungestört geruht hatten, wehte in die benachbarten Korridore.

»*Porco Diavolo!*«, fluchte er noch einmal, während er atemringend versuchte, wieder aufzustehen.

»*Porco Diavolo?*« Die dröhnende Stimme, die diese Frage stellte, erklang hinter einem Bücherregal, das zehn Meter von dem Trümmerhaufen entfernt immer noch aufrecht stand. »Jetzt reicht es aber! Es reicht, Pater Parenti! Das ist das zweite Mal in diesem Jahr!«

Parenti sah vom kalten Bibliotheksboden zu der geisterhaften Gestalt im Priestergewand auf, die ihn entzündet anfunkelte. Er schloss die Augen und betete um ein Wunder, wohl wissend, dass ihm dieses Mal richtiger Ärger bevorstand. Von allen Bibliothekaren, die über seine selbst initiierte Katastrophe stolpern konnten, musste es ausgerechnet der Präfekt persönlich sein.

Knapp zwei Meter groß und kaum 70 Kilo schwer, war Pater Antonio Barsanti seit 42 Jahren ein Bruder des Wohlfahrtsordens, davon zehn als Präfekt der Vatikanbibliothek. Parenti fand jedoch, dass sich sein Verhalten gegenüber seinen überlasteten Archivaren als alles andere denn mildtätig erwiesen hatte.

»Ich glaube, ich habe mich verletzt. Bestimmt meine Wirbelsäule«, stöhnte er in dem inständigen Versuch, der dunklen Silhouette, die über ihm auftragte, etwas Mitgefühl zu entlocken.

»Steht auf, *Gobbo*«, befahl der Präfekt, während er sich bis auf wenige Zentimeter von Parentis Nase entfernt über ihn beugte. Der Geruch eines billigen Rasierwassers und ein Hauch des Messweins in seinem Atem hüllten sie ein und Parenti konnte nur noch erschauern.

Barsantis Wortwahl verriet ihm, dass seine Strafe die Schwere des Verbrechens mit Sicherheit überstieg. Er war tatsächlich *il padre gobbo* – der buckelige Priester. Doch dies war das erste Mal, dass der Präfekt ihm diesen

Beinamen, der von den anderen nur geflüstert wurde, seit Parenti das Priesterseminar vor Jahren verlassen hatte, ins Gesicht schleuderte. Er ließ den Blick ein Stück weit über die Schulter des Präfekten wandern und richtete ihn auf ein entferntes, funkelnd leuchtendes Quadrat, um daraus Inspiration zu schöpfen. Dabei handelte es sich um eines der prachtvollen Buntglasfenster nahe der Bibliotheksdecke, das er bereits Tausende Male zuvor betrachtet hatte. Das Glas zeigte das Bild der dritten Station des Kreuzwegs, auf der Jesus zum ersten Mal gestürzt war, als er den Golgatha auf seinem Weg zu seiner Kreuzigung bestieg. Einen Moment lang sinnierte Parenti über die Parallelen zu seiner eigenen misslichen Lage und begann, seine Kräfte zu sammeln.

Herausfordernd wandte er den Kopf von dem Präfekten ab und ruderte mit den Armen, um sich aus dem Bücherberg zu befreien. Er bekam mit, dass Barsanti ihn amüsiert dabei beobachtete, wie er vergeblich versuchte, die Bücher abzuschütteln, die seinen missgestalteten Rücken bedeckten. Parenti ähnelte einer umgedrehten Schildkröte, die auf ihrem Panzer festsaß. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wurde er von hinten gepackt und von den kräftigen Händen des Präfekten an seinem schlingenartigen Kragen in eine kniende Haltung gezerrt. Ihm war klar, was als Nächstes kam, und er wagte nicht aufzublicken. Er war schon zuvor wegen seiner Nickerchen bei der Arbeit verwarnt worden und seine Flüche verdoppelten den Ärger nur.

»Ihr werdet mehrere Archivare zusammentrommeln, die Euch dabei helfen, das hier zu reparieren, Parenti. Ihr werdet jedes Regal eigenhändig überprüfen. Jedes Buch. Jede Seite!«, sagte Barsanti mit eisig gebietender Stimme. »Und wenn Ihr damit fertig seid, kommt Ihr zu mir in



Kardinal Pontis Studierzimmer, um Euch eure Strafe abzuholen. Ihr werdet um Vergebung betteln, *Gobbo*. Sie wird Euch aber nicht gewährt werden. Und noch vor der Abendmesse wird der Papstpalast nur mehr eine Erinnerung für Euch sein.«

Parenti hob den Kopf und beobachtete mit entsetztem Schweigen, wie sich der schlaksige Priester umdrehte und gemächlich in der Dunkelheit verschwand. Dann ließ sich Parenti zu Boden plumpsen, sinnierte schweigend über seine missliche Lage und verfluchte sein Pech. Während er sich die Überreste des Schlafs aus den Augen rieb, sah er sich um. *Welch wunderschönes, trübseliges Gefängnis*, dachte er dabei. *Wenigstens werde ich endlich davon befreit sein.*

Die Vatikanbibliothek, deren Eingang von den farbenfrohen gekleideten Schweizer Gardisten des Papstes flankiert wurde, beherbergte über 80 Kilometer an Regalen, die in schmalen Reihen neun Meter hoch aufragten und die er wie eine Maus in einem Labyrinth durchquerte. Vom Boden bis zur Decke, unter einem Baldachin aus prächtigen Fresken, die jenen in der benachbarten Sixtinischen Kapelle in nichts nachstanden, bildeten sie ein endloses, verschachteltes Puzzle und waren mit unbezahlbarem Wissen gefüllt.

Oftmals wanderte Parenti auf einsamen Recherche-gängen zwischen den Regalen umher, reckte den deformierten Hals, so gut er konnte, zu den prachtvollen Decken hinauf und verirrte sich dabei manchmal in dem Labyrinth unter den biblischen Szenen, die von oben auf ihn herabblickten. Aus den vielen himmlischen Darbietungen, die prachtvoll von einer Mauer zur anderen an die Decke gemalt waren, hatte er drei Lieblinge auserkoren. Da war der entsetzliche Anblick Josefs, der

von seiner Familie den Ismaeliten ausgeliefert wurde. Er hatte die Frechheit besessen, Träume zu haben, und war deshalb von seinen Brüdern für 20 Silbermünzen in die Sklaverei verkauft worden. Der gnomenhafte Priester erkannte darin seine eigene Vergangenheit wieder. Dann war da Daniels wundersame Zähmung der Löwen. Die Hände in die Hüften gestemmt stand er da, während sie sich vor ihm verbeugten. Darin hoffte Parenti, seine Zukunft zu sehen. Doch die Szene, die ihn am meisten verückte, die Erschaffung Evas, verlor sich beinahe in den Schatten der nördlichen Deckenecke. Frisch aus Adams Rippe geschnitten stand Eva nackt vor ihm, im Gesicht einen lüsternen Ausdruck, der den eigensinnigen Priester stundenlang in seinen Bann ziehen konnte.

Hier in der riesigen Bibliothek, die vor fünf Jahrhunderten für das römische Gericht erbaut worden war, siechte er dahin. Ein trostloser Ort, der nur über eine verborgene Wendeltreppe zu erreichen war, die bis in den Turm der Winde führte. Acht lange Jahre war Parenti ein auszubildender Archivar gewesen. Ein abhängiger Diener, begraben unter endlosen Rechercheaufgaben für Geistliche, Kardinäle und religiöse Gelehrte, denen er wahrscheinlich niemals begegnen würde. Nach seiner Schätzung würde er über ein Jahr brauchen, um seinen gegenwärtigen Arbeitsrückstand aufzuholen – umgeben von seinen stummen Gefährten: über fünf Millionen Bücher und eine halbe Million Manuskripte, die die Kirche in einem tausendjährigen Zeitraum für ihre Sammlung gekauft, geborgt und sogar gestohlen hatte. In den benachbarten Geheimarchiven wurden unzählige weitere päpstliche Manuskripte unter Verschluss gehalten. Sie waren tabu für alle außer jenen, denen der Pontifex persönlich speziellen Zugang gewährte. Wie antike

Wissenshüter ragten die Archive vor ihm in die Höhe und enthielten eine Sammlung, genau genommen *die* Sammlung einiger der seltensten Schriftstücke, die der Menschheit bekannt oder unbekannt waren.

Fast 900 Priester hatten das Glück, im Vatikan zu arbeiten, doch nur ein paar Auserwählte hatten sich das Privileg verdient, inmitten dieser außergewöhnlichen Sammlung zu arbeiten. Die Bibliotheksverwaltung hatte sie zu einem Zentrum der Wiederentdeckung klassischer Kultur gemacht, aus der die Renaissance hervorgegangen war. Hunderttausende unbezahlbarer Originale und Erstdrucke befanden sich hier. Darunter die vollständige Sammlung tadellos erhaltener griechischer und lateinischer Klassiker, altertümliche römische und chinesische Manuskripte, wie man sie in der Moderne selten sah; die ältesten bekannten Versionen der Evangelien, die je entdeckt worden waren und die bis in das Jahrhundert, in dem Jesus gelebt hatte, zurückdatierten; und die komplette Sammlung der gnostischen ›verschollenen Evangelien‹, inklusive Judasevangelium, dessen Verbrennung Bischof Irenäus im Jahre 191 n. Chr. angeordnet hatte.

Und dann gab es noch die ›modernerer‹ Texte. Alle bekannten Edikte des Herrschers Dschingis Khan; die Manuskripte der Tempelritterprozesse im Jahre 1308; jede existierende Aufzeichnung aus der Spanischen Inquisition; die Dokumente der Exkommunikation Martin Luthers im Jahre 1521; ein Brief der schottischen Königin Maria an Papst Sixtus, geschrieben in der Nacht vor ihrer Enthauptung; die Liebesbriefe Heinrichs VIII., zusammen mit den Dokumenten, die seine Ehe mit Katharina von Aragon annulliert hatten; Hunderte seltener Briefe mit Michelangelos Schriften und Zeichnungen, die nur dem Vatikan bekannt waren; dazu noch eine Sammlung

unbekannter Werke von Voltaire. In jüngerer Zeit waren gewaltige verschließbare Schränke eingebaut worden, um umfangreiche Aufzeichnungen über den Holocaust unterzubringen, zu denen Briefwechsel zwischen Papst Pius XI. und Adolf Hitler gehörten.

Angesichts der Tatsache, dass er es mit seinem gekrümmten Buckel auf eine Größe von gerade 1,46 Metern brachte, war sich Parenti darüber im Klaren, dass es kaum gerechtfertigt war, dass Kardinal Ponti ihn der riesigen päpstlichen Bibliothek zugewiesen hatte, die mit solch prachtvollen Werken gefüllt war. Aufgrund seiner Größe und seines verkrüppelten Körpers reichten seine Finger kaum bis über das vierte der 20 kunstvoll handgeschnitzten Regale, die scheinbar bis in den Himmel reichten. Es bedurfte inständiger Gebete, um auf den Hunderten uralten Holzleitern, die bis zur Decke reichten, sicher zu balancieren. Seine Höhenangst machte jeden mühsamen Ausflug zu einem Buch in den oberen Regionen zu einem qualvollen Unterfangen. Wenn er auf einer besonders schwierigen Bergungsmision eines Buches in den höheren Regionen unterwegs war, geriet er oftmals nervös ins Wanken und klammerte sich stundenlang an die Leiter, während er furchtsam die Sprossen hinauf- und hinunterkletterte und dabei jeden angsteinflößenden Zentimeter der lebensgefährlichen Höhe verfluchte.

Seine Einkerkering in die Bibliothek war beschlossen worden, nachdem er den schrecklichen Fehler begangen und dem Kardinal gegenüber geprahlt hatte, dass er eine Affinität für Bücher hegte. Er prahlte damit, sich in seiner Kindheit, die er in verschiedenen Waisenhäusern in Sizilien verbracht hatte, sogar selbst das Lesen beigebracht zu haben. Binnen eines Tages nach seiner rhetorischen Aufschneiderei hatte man ihn der Leitung von Präfekt

Barsanti unterstellt. Parenti wusste mit Sicherheit, dass es am vatikanischen Hofe andere gab, die weitaus besser qualifiziert waren, als Archivar zu dienen. Offensichtlich war dies eine Tätigkeit nur für die gelehrtesten Priester. Doch obwohl keine der Befehlsgewalten es jemals zugegeben hatte, war er davon überzeugt, dass ihm Seine Eminenz die Aufgabe aus einem anderen unausgesprochenen Grunde zugeteilt hatte. Eine geheime Bibliothek, weitab der öffentlich zugänglichen Bereiche des Vatikans, in die sich nur eine Handvoll Personen wagen durfte, war bestens dafür geeignet, den Anblick eines klapprigen, buckeligen Priesters zu verbergen. Dies hier war eine Gruft, in der er gut die restlichen Jahre seines Lebens verbringen konnte, genauso begraben wie die antiken Bücher um ihn herum.

So hatte er sich sein Leben nicht vorgestellt. Geboren als siebter Sohn eines siebten Sohnes hatte Parentis Familie – und das gesamte, am Fuße des Ätna gelegene sizilianische Dorf Nicolosi, in dem er geboren worden war – beinahe mythologische Erwartungen an ihn gestellt. Laut einem altertümlichen Glauben war ein solcher Sohn mit übernatürlichen Heilkräften und der Gabe der Prophezeiung ausgestattet. Was dem sechsjährigen Parenti-Jungen tragischerweise niemand vorhergesagt hatte, war der Ausbruch einer schweren Form der Scheuermann'schen Kyphose, eine krankhafte Rückgratverkrümmung. Eine der grausamsten Missbildungen, bei der der Buckel von einer Versteifung des Brustwirbels herrührte und zu einer schweren Verkrümmung der oberen Rückenpartie führte. Dies war derart entstellend, dass der bloße Atmungsvorgang oft schmerzhaft war. Noch vor dem achten Lebensjahr wurde der gut aussehende Junge, einst Quelle großer Verheißung für Nunzio und Maria Parenti, als *il gobbo* – der

Buckelige – des bäuerlichen Bergdorfes gebrandmarkt. Ein Priester aus dem Ort hatte seine bettelarmen Eltern gewarnt, die Missbildung ihres siebten Sohnes sei ein Zeichen für Gottes Ungnade. Andere erachteten es als einen Fluch für das gesamte Dorf.

Bis Parenti das zehnte Lebensjahr erreicht hatte, waren die Anfeindungen gegen ihn unerträglich geworden. Von den anderen gemieden und auf dem tückischen Heimweg von der Schule häufig wie ein streunender Hund mit Steinen beworfen, war er gezwungen, den Schulbesuch vorzeitig zu beenden. Die einzige Nettigkeit, an die er sich aus dieser traurigen Zeit erinnern konnte, hatte er von einem jungen Mädchen in seinem Alter namens Pepina erfahren. Sie war eine Nachbarin, wohnte ein paar Häuser weiter, hatte Mitleid mit dem Jungen und schlich sich des Öfteren mit ihm zu einer nahe gelegenen Wiese, um ihm dort zu erzählen, was an jedem Tag in der Schule gelehrt worden war. Dort verbrachte er Stunden damit, Gedichte zu rezitieren und sich in der Erzählkunst zu üben, bis grausamerweise die Sonne unterging. Als ihre Eltern von ihrer Freundschaft erfuhren, kam es zu einem Ausbruch, der normalerweise dem uralten Berg Ätna vorbehalten war.

Für den jungen Luca Parenti führte der Weg in das erste von mehreren trostlosen Waisenhäusern, die über die bäuerliche Insel verteilt waren. Dort wuchs er auf, bis ihn ein Kloster in Palermo im Alter von 18 Jahren gnädig aufnahm. Dies waren einsame Zeiten für den entstellten Jungen, mit schmerzhaften Erinnerungen, die so eindringlich waren, dass er niemals mehr dorthin zurückkehrte, um die Familie, die ihn verstoßen hatte, oder die gütige Pepina wiederzusehen. Während die Kirche und schließlich der Vatikan dem verkrüppelten

Priester jahrelang Zuflucht gewährten, sorgten die niederen Arbeiten, die er oftmals zugewiesen bekam, für ein Leben aus Langeweile, Problemen und Missgeschicken, wie dem Debakel, das er gerade eben angerichtet hatte.

Von den Reparaturarbeiten an den Rand der Erschöpfung gebracht, warf Parenti einen Blick auf die Handvoll Bände, die noch einsortiert werden musste. Eine Mannschaft mürrischer Bibliothekare hatte sieben Stunden gebraucht, um in Schwerstarbeit die zerstörten Regale zu ersetzen und die Bücher wieder in ihre exakte Reihenfolge zu bringen. Dann waren sie gemeinsam wieder gegangen und hatten dabei über ihre Abendpläne gesprochen, während Parenti die Arbeit missmutig in der üblichen Einsamkeit zu Ende brachte. Jedes Mal, wenn er sich vorbeugte, um ein Buch zu bergen, reckte er dabei den Kopf in die Höhe. Dabei jagte der Schmerz wie geschmolzene Lava durch seine Wirbelsäule. Das Motiv, das von oben auf ihn herabstarrte, bot keinen Trost. Das einzige Fresko, von dem er den Blick gewohnheitsmäßig fernhielt, stellte die sagenumwobene Schlacht um das Himmelsreich dar. Verängstigt vom Anblick des Krieges zwischen Gottes Engeln und Luzifers gefallenem ›Wächtern‹ steigerte er sein Tempo. Er sehnte sich danach, dieses Martyrium zu beenden.

Er krümmte den Rücken, um an ein Buch zu gelangen, das die umfangreichen Schriften von Papst Alexander VI. enthielt. Dabei bemerkte er eine kleine dreieckige Wölbung, die unter dem Sockel eines Bücherregals hervorragte. Es schien sich um die Ecke eines verirrten Buches zu handeln, das während des Unglücks unter ein Regal in Bodennähe gerutscht war. Neugierig langte er in den winzigen Spalt zwischen Boden und Regal und zog vorsichtig

an dem Folianten. Dieser ließ sich jedoch nicht bewegen. Er beugte sich ein weiteres Mal darüber und zerrte ungeduldig an dem Band. Wieder keine Bewegung.

»*Porco diavolo!*«, fluchte er. Augenblicklich schoss sein Blick nach oben und den Gang entlang, um nachzusehen, ob da jemand war, der möglicherweise in der Nähe die Ohren spitzte.

Wo auch immer das Buch hergekommen sein mochte, dachte er, man konnte mit Sicherheit davon ausgehen, dass es nicht einfach im Verlauf des Unfalls dorthin gefallen war. Das war unmöglich angesichts dessen, wie fest es unter dem Regal klemmte. Er sank auf die Knie, streckte den Hals, so gut sein verkrümmtes Rückgrat es zuließ, und spähte in den Spalt, in dem sich das Buch seit Jahrhunderten befunden haben mochte. Er war zutiefst erschöpft, sowohl körperlich als auch geistig, und kam zu der Erkenntnis, dass die einfachste Lösung darin bestand, das Buch wieder in seine jahrhundertealte Ruhestätte zurückzuschieben. *Was schert es mich? Ich werde bald von Seiner Eminenz gedemütigt und in eine ferne Gemeinde in Ungarn oder Albanien verbannt, um dort meine letzten Jahre abzuleisten. Soll sich der Tyrann Barsanti zu einem späteren Zeitpunkt damit beschäftigen.* Er drückte mit aller Kraft dagegen, doch das Buch bewegte sich nicht.

Geschlagen erhob er sich, um endlich die restlichen Bücher einzusammeln und ins Regal zurückzustellen. Doch dann zögerte er und beugte sich ein weiteres Mal über den Spalt. Er schloss die Augen und tastete mit seinen kindlichen Fingern den Einband ab. Seine Zeit in der päpstlichen Bibliothek hatte ihn die Gewissheit gelehrt, dass das widerspenstige Buch nicht einmal in die Nähe dieses Bereichs der Schriften gehörte. Es fühlte sich wie ein wahrhaft antikes Buch an – fürwahr, ein sehr viel



älteres Manuskript. Noch seltsamer war, dass der Pergamentumschlag fehlte, in den beinahe jeder Band in der Bibliothek eingeschlagen war.

Erneut setzte er sich hin und stemmte seine Füße gegen die Unterseite des Bücherregals. Er spannte sich an, um seinen erbarmungswürdigen Rücken nach hinten zu biegen, und zog so fest, wie er nur konnte, an einer Ecke des Buches. Zu seiner Überraschung löste sich das Buch schließlich mit einem lauten Krachen. Er hatte sich so erbittert daran festgeklammert, dass er nun zurückgeschleudert wurde, bis sein Kopf direkt gegen ein Regal hinter ihm donnerte.

»*Porco diavolo!*«, schrie er unter dem zuckenden Schmerz. Diesmal war es ihm gleich, ob der Papst persönlich ihn in seinen benachbarten päpstlichen Gemächern hören konnte.

Nachdem er sekundenlang innegehalten hatte, damit die Benommenheit von ihm wich, setzte er sich auf. An seinem Hinterkopf war bereits eine Beule so breit wie sein Daumen gewachsen. Er ignorierte den Schmerz und griff nach dem geborgenen Manuskript, um den Einband zu inspizieren. *Wahrhaft antik*, dachte er. Mit prüfendem Blick hielt er es hoch und drehte es von einer Seite auf die andere, um es in dem schwachen Licht zu begutachten, als zu seiner Überraschung ein zeretztes Stück Stoff aus dem Buch flatterte und ihm direkt in den Schoß fiel. Er hob es auf und betrachtete es sorgsam.

Es hatte die Größe eines Halstuchs, war fleckig und zerschissen und mehrmals gefaltet zwischen die Seiten des Schriftstücks gepresst worden. Als Parenti den Stoff umdrehte, weiteten sich seine Augen vor Erstaunen. Das erhabene Abbild eines Gesichts, geschlagen und zerschunden, doch anscheinend besinnlich, hob sich

als scharf konturiertes Relief von dem dünnen Tuch ab. Sein Herz machte bei dem Anblick einen Sprung, dann begann es zu rasen. Wenn nur die geringste Möglichkeit bestand, dass es sich bei dem Tuch, das so alt wirkte wie das Manuskript selbst, um das handelte, was es seiner Vermutung nach sein konnte, dann würde sich sein Schicksal gewiss zum Besseren wenden. Hier hatte er die Möglichkeit, seinem erbärmlichen Leben eine Wendung zu geben, doch dazu musste er seinen Fund verstecken und behüten – koste es, was es wolle. Er sah sich um, wollte sichergehen, dass ihn niemand beobachtete, faltete seinen zerbrechlichen Hauptgewinn vorsichtig zu einem Quadrat und steckte es in die Tasche seines Ornats. Er konnte es später noch inspizieren, wenn er vor den neugierigen Blicken der anderen sicher war.

Als er seine Aufmerksamkeit wieder dem Buch zuwandte, stellte er fest, dass der Einband von einem zerschissenen Lederriemen mit einer Quaste grob zusammengehalten wurde. Die gestoßenen Ränder der Seiten zwischen dem empfindlichen Einband kamen ihm bekannt vor. *Definitiv Papyrus*, dachte er, wodurch sich das Werk spätestens im dritten Jahrhundert n. Chr. einordnen ließ.

Neugierig ließ er seine Finger über den glatten titellosen Einband gleiten, der aus uralter Tierhaut zu bestehen schien. Er hielt inne, tat einen langen Atemzug und fragte sich, welch seltenes Werk er da in den Händen hielt. Dann entfernte er den Lederverschluss vom Einband und öffnete dieses Buch, das die Welt für immer verändern würde.

## 2

Washington, D. C.

März 2014

Jon Bondurant ließ seinen Blick durch den hellen, sonnen-durchfluteten Hörsaal schweifen. Das Frühlingsemester an der *Georgetown University* hatte erst vor zwei Wochen begonnen und schon jetzt war ein Drittel der zerkratzten Holzstühle in dem theaterähnlichen Klassenzimmer in der *Smith Hall* verwaist. *Die Herde hat sich ausgedünnt*, dachte er. Obwohl er seit Jahren vor keiner College-Klasse mehr doziert hatte, merkte er, dass der Stichtag für das ›Anmelden/Abmelden‹ – bei dem sich wankelmütige Studenten entscheiden mussten, in welchem Fach sie benotet werden wollten – näher rückte. Pater Pat Cleary, ein alter Kommilitone aus Princeton, der im hinteren Bereich des Raumes saß, hatte ihn monatelang beknielt, einen Gastvortrag in seinem beliebten Kurs über Weltreligionen an der renommierten Schule zu halten, und Bondurant hatte am Ende eingewilligt. Der Priester, ein couragierter Jesuit, bestand darauf, dass seine Studenten alle Sichtweisen vermittelt bekamen, einschließlich jener, die seinen eigenen widersprachen.

Cleary hatte ihn soeben als den ›am meisten fehlgeleiteten, aber einflussreichsten Atheisten‹, den er kannte, vorgestellt und Bondurant lächelte über das zweifelhafte Kompliment. Er sah zu den großen palladianischen Fenstern hinaus, die dem Potomac River zugewandt waren, der sich durch Washington, D. C. schlängelte, und beobachtete

den langsam fortschreitenden Strom an Menschen, der die M-Street hinunter und durch die engen Kopfsteingassen des idyllischen Georgetown-Viertels sickerte. Die überfüllten Straßen waren mit Studenten bevölkert, die an diesem warmen Freitagabend in laute Kneipen huschten. Ein paar von ihnen waren zweifellos Clearys fehlende Studenten, die verfrüht ins Wochenende starteten.

Von seinem Aussichtspunkt konnte er außerdem erkennen, dass er ein echtes Problem hatte. Aus irgendeinem Grund hatte sein verbeulter Jaguar, der mehrere Straßen weiter den Hügel hinunter an der Ecke zur 31st Street parkte, allmählich eine kleine Menschenmenge angezogen. Rasch überprüfte er die Taschen seiner Jeans und stellte fest, dass seine Autoschlüssel nicht auffindbar waren. Er seufzte und schielte in die Richtung des Trubels. Schaulustige spähten durch das Fenster seines Autos und krümmten sich bei dem Anblick vor Lachen. Er hatte es schon wieder getan. Er hatte sein Auto verriegelt – mit den Schlüsseln im Wageninnern und bei laufendem Motor. Er war schon jetzt zu spät für den Vortrag und ihm war klar, dass dem Auto vor seiner Rückkehr entweder das Benzin ausgehen oder es heiß laufen würde.

Er verfluchte sein Pech, wandte seine Aufmerksamkeit von dem Debakel ab und ließ seinen Blick über die Klasse wandern. In den höheren Rängen der akademischen Welt hatte sich seit seinem öffentlich gemachten Rauswurf aus Princeton vor ein paar Jahren wenig verändert. Ein paar der Studenten, die vor ihm saßen, mochten in eine vielversprechende Zukunft auf dem Gebiet der kulturellen Anthropologie blicken, hatten dabei aber noch einen weiten Weg vor sich. Die Selbstbewussten unter ihnen würden seine Autorität mit respektlosen Fragen herausfordern. Er mochte diese Herausforderungen und

bevorzugte diese Studenten gegenüber jenen, die lediglich eine Pflichtübung auf ihrem Terminplan abhakten. Die dritte Gruppe bestand aus ernsthaften Studenten, die für ihn auf der Kippe standen. So wie die lange Liste ihrer Vorgänger würden sie für eine irrsinnig lange Zeit lernen, ordentliche Noten ergattern und auf renommierte weiterführende Schulen an der Ostküste gehen. Dort, davon war er überzeugt, würden sie noch mehr vom Geld ihrer Eltern verpulvern, bevor sie herausfanden, dass sie doch nicht für Anthropologie geschaffen waren. Manche Dinge änderten sich nie, dachte er.

Aber genau in der Mitte saß einer der Gründe, warum er Clearys Einladung gefolgt war. Manchmal konnte man ihn erkennen, manchmal auch nicht. Dieser hier war ansehnlich genug: eine dünne Blondine in einem eng anliegenden Jeans-Minirock. Ihre langen wohlgeformten Beine waren in der fünften Reihe von unten in Augenhöhe auf ihn gerichtet wie eine doppelläufige Schrotflinte. Er hatte keine Ahnung, wer sie war, aber das spielte auch keine Rolle. Er merkte, dass sie ihn bereits ins Visier genommen hatte. Heute Abend, wie an vielen anderen Abenden, stellte sich nicht die Frage, was er tun würde, um die Leere in seinem Innern zu bekämpfen, sondern mit wem.

Obwohl er 40 Jahre alt war, zog er noch immer genügend weibliche Bewunderung auf sich. Physisch war bei ihm auch alles in Ordnung. Er war 1,82 Meter groß und hatte die schlanke Figur seines Vaters geerbt. Als Schwimmer und Turmspringer im Collegeverband von Stanford hatte er kantige, breite Schultern sowie ein annähernd lateinamerikanisches Aussehen, das er von seiner attraktiven argentinischen Mutter geerbt hatte, die schon lange verstorben war. Seine dicken, grau werdenden schwarzen

Haare und seine blauen Augen sorgten zusammen mit der markanten Form seiner Augenbrauen und den hohen Wangenknochen für ein reizvolles Aufeinandertreffen maskuliner und femininer Eigenschaften, die Blicke wie jenen anzuziehen vermochten, den er aus der fünften Reihe zugeworfen bekam. Aus der Entfernung war er ein guter Fang. Aus nächster Nähe, wenn eine Frau versuchte, ihn besser kennenzulernen, war das eine andere Sache. Er nahm den Blick von den Notizen auf seinem Pult, richtete ihn auf die Studenten, die vor ihm verstreut saßen, und beendete sein Schweigen.

»Pater Cleary erzählte mir, dass Sie auf das Gebiet der religiösen Reliquien vorgedrungen sind. Gratulation. Dann fangen wir am besten an.« Er umrundete den Tisch und blieb davor stehen. Er sprach mit einem unüberhörbar autoritären Klang in der Stimme, der nach Aufmerksamkeit verlangte. »Ob wir es nun mit den altertümlichen Zoroastriern zu tun haben oder mit fehlgeleiteten Christen der Neuzeit, von denen sich heute so viele hier versammelt haben«, sagte er mit tiefer Stimme, womit er ein paar der Studenten zum Kichern brachte, »der Glaube bleibt stets derselbe.« Er nahm hinter dem abgewetzten Pult Platz und wippte auf den beiden hinteren Stuhlbeinen vor und zurück. »Und vergessen wir nicht den des Islams, des Judentums, des Buddhismus und des Hinduismus. Der Hang von Religionen weltweit, Glaubwürdigkeit dafür zu beanspruchen, dass ihre alten Reliquien wundersame Eigenschaften besitzen, dass sie mehr sind als bloße Symbole ihres Glaubens, zieht sich wuchernd durch die Jahrhunderte. Diese Reliquien«, fuhr er fort, »erfüllten insbesondere für das Christentum einen nützlichen Zweck. Im Europa des Mittelalters bedeuteten sie ein Riesengeschäft. Dies war eine Zeit des

Aberglaubens, in der die Ausübung von Magie und mit Wundern in Verbindung gebrachte Reliquien gang und gäbe waren. Die Welt wurde von gefälschten Knochen geradezu überflutet. Es war eine Zeit, in der der Schwarze Tod über den Kontinent gekommen war. Die Kirche hatte alle Hände voll zu tun. Sie tat praktisch nichts, um die Flut falscher Ikonen einzudämmen. Christen, die oft sich selbst überlassen waren, begaben sich auf Pilgerreisen zu den Gräbern der Heiligen, wo diese Reliquien ausgestellt wurden. Das bedeutete nicht nur für die Pilger die Aussicht auf Vergebung ihrer Sünden, sondern außerdem lebhaften Handelsverkehr für aufkeimende Städte. Zugegebenermaßen ernährten die Reliquien die Gläubigen und füllten die Staatssäckel. Im Endeffekt waren sie damals jedoch dasselbe, was sie auch heute noch sind – bloße Requisiten für die Einfältigen.«

Pater Cleary, der in der hinteren Reihe saß, hatte den Ansatz eines amüsierten Lächelns im Gesicht, sagte aber nichts.

Für einen Studenten in der dritten Reihe war das jedoch offensichtlich zu viel.

»Finden Sie nicht, dass Sie ein bisschen zu weit gehen, wenn Sie sie als ›Requisiten‹ bezeichnen?«, platzte es aus ihm heraus. »Epsteins Studie über religiöse Reliquien fand heraus, dass sie in allen der meistverbreiteten Religionen genutzt werden. Wie können eine Milliarde Buddhisten, die die heilende Asche ihrer Meister verehren, allesamt irren?«

»Nun, wenn es nur um die Anzahl geht«, erwiderte Bondurant übertrieben gedehnt, »dann setze ich mehr auf die Christen und auf die Knochen ihrer Heiligen. Die übertreffen Ihre Buddhisten zahlenmäßig zwei zu eins, mein Freund.«

Bondurant fuhr fort: »Würde es Sie überraschen, wenn ich Ihnen verrate, dass die ärmsten Länder der Welt auch die religiösesten sind? Eine große Anzahl der Milliarden von Menschen, von denen wir hier sprechen, ob nun die zwei Milliarden Christen, die anderthalb Milliarden Islamgläubigen oder die Milliarde Buddhisten, die Sie verteidigt haben, sind praktisch Analphabeten. Können die alle recht haben? Sie leben und sterben im Glauben an diametral entgegengesetzte Dinge, in einer Welt zahlreicher Götter, sich widersprechender Dogmen und grundverschiedener Vorstellungen vom Leben nach dem Tod. Für die Mythologie von Artefakten und Glaubensritualen sind sie heute genauso anfällig wie ihre Vorfahren vor 1000 Jahren.«

Eine Brünette mit einer verspiegelten Pilotenbrille und einer roten Baskenmütze sah zum ersten Mal an diesem Nachmittag von ihrem *iPad* auf.

»Dr. Bondurant, angenommen, dass wir es mit dem Göttlichen zu tun haben, das jenseits der menschlichen Vorstellungskraft liegt, vielleicht sogar jenseits Ihrer eigenen«, sagte sie mit einem Lächeln, »wären Sie, auch als Atheist, bereit einzuräumen, dass zumindest ein paar der Reliquien, die von den Weltreligionen ausgestellt werden, unerklärte heilende Eigenschaften besitzen und den Blinden tatsächlich geholfen haben, wieder zu sehen, oder den Lahmen, zu gehen? In der Geschichte finden sich unzählige Zeugen von Wundern.«

»Die Worte einer wahren Christin«, sagte Bondurant. »Sie sind doch Christin, stimmt's?«

»Von Geburt an.«

»Nun gut«, gab er zurück. »Da Sie gefragt haben, fokussieren wir uns ein paar Minuten auf das Christentum und wenn wir damit fertig sind, dann sagen Sie mir, ob der Blinde wirklich wieder sieht.«



Zwei Studis, die in einen *Land's End*-Katalog gepasst hätten, hörten auf zu simsensieren und hoben interessiert die Köpfe.

»Wie viele hier haben von dem Schweißstuch der Veronika gehört?«, fragte Bondurant, während sein Blick durch den Raum wanderte.

Nur zwei Hände wurden gehoben.

Er deutete auf einen der beiden, die mutig genug gewesen waren, sich in die erste Reihe zu setzen. »Sie sind dran. Wie heißen Sie?«

»Tom Kelso«, sagte der Student verlegen. »Ich glaube, es hat etwas mit der Kreuzigung Jesu Christi zu tun. Da war etwas mit einem Schweißstuch, das Jesus überreicht bekam. Ich glaube, es ist auf einer der Stationen des Kreuzweges abgebildet.«

»Nah dran, Mr. Kelso.« Bondurant stand von seinem Stuhl auf, umrundete sein Pult bis zur Vorderseite und nahm darauf Platz.

Die Blondine in dem Minirock schoss leise mit ihrem Handy ein Foto von ihm und sah dann nervös zur Seite. Wenn sie dachte, dass er das nicht bemerkt hatte, täuschte sie sich. Und in diesem Moment wusste er, dass er ein weiteres glückloses Opfer gefunden hatte. Er würde wohl zwei, drei Nächte hintereinander mit ihr schlafen. Ohne ihr etwas zu geben, an dem sie sich festhalten konnte. Dann würde er sie tagelang ignorieren, bis sie die Botschaft verstand. Er wusste, dass er wegen der Art, wie er sie behandelte, Schuldgefühle haben würde, genau wie bei den anderen. Aber es gab nicht den Hauch einer Chance, dass sie ihn jemals kennenlernen würde. *Wie sollte sie?*, dachte er. Schließlich war er sich nach wie vor selbst ein Rätsel. Er richtete seine Gedanken wieder auf die Vorlesung.

»Das Schweißstuch der Veronika, auch bekannt als das Sudarium oder der Volto Santo, was ›Heiliges Gesicht‹ bedeutet, eine katholische Reliquie. Ein Lumpen, von dem es heißt, er trage das echte Abbild vom Antlitz Jesu Christi. Das, liebe Jungs und Mädchen, macht es zu einer Reliquie oberster Güte – ein Gegenstand, der unmittelbar mit dem Leben von Jesus zusammenhängt. Von oberster Güte wäre auch ein Körperteil eines Heiligen, wie etwa ein Knochen oder eine Haarsträhne.«

Er wandte sich seinem Laptop zu, der vor ihm auf dem Stuhl lag.

»Ich möchte, dass einer von Ihnen, der am Fenster sitzt, die Jalousien herunterlässt und das Licht ausmacht«, sagte er.

Als das fluoreszierende Licht über ihnen ausging, erschien auf der großen Leinwand hinter ihm ein Bild, bei dem es sich offenbar um das grobe Gemälde eines bärtigen Gesichts auf einem kleinen Lumpen handelte.

»Das ist eine Reliquie oberster Güte?«, fragte einer der Studenten, während er sich zu der Leinwand vorbeugte. »Das gilt nicht. Das ist nur ein Gemälde auf einem Taschentuch.«

»Gemälde oder nicht«, ermahnte Bondurant ihn, während er auf das Bild deutete, »dieses Tuch – das ›Schweißstuch der Veronika‹ – soll das Gesicht Jesu Christi berührt haben. Genau genommen soll es sich bei seiner Erscheinung, kraft eines Wunders, um das tatsächliche Abbild des Antlitzes von Jesus handeln. Und was Reliquien angeht, gibt es keine bessere Güte als das.«

»Nun«, merkte ein anderer Student an, »wenn das schon oberste Güte ist, dann ist das, was auch immer auf dem zweiten oder dritten Platz landet, definitiv fragwürdig.«

»In der zweiten Reliquienkategorie«, sagte Bondurant eilig, »befindet sich etwas – alles –, was einem Heiligen gehört oder mit ihm in Verbindung steht, so wie ein Hemd, ein Kreuz, ein Buch oder, interessanterweise, auch Folterinstrumente, die gegen einen Märtyrer eingesetzt wurden. Nach neuesten Schätzungen liegt die Anzahl der Heiligen zwischen 20.000 und 30.000. Sie können sich also vorstellen, welche Anzahl an Reliquien zweiter Güte mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Die dritte Güte – nun, die sind absurd. Davon wollen Sie gar nichts hören.«

»Vielleicht doch«, rief die Blondine in dem Jeans-Minirock selbstbewusst.

»Okay«, sagte er. »Willkommen an Bord. Sind Sie heute mit dem Auto zur Vorlesung gefahren?«

»Ja«, gab sie zurück, besorgt, dass sie wegen ihrer Zwischenmeldung gleich eine unangenehme Überraschung erleben würde.

»Werfen Sie mir Ihre Wagenschlüssel zu.«

Sie griff in ihre Handtasche und warf die Schlüssel nach vorn. Er hielt sie in die Höhe, damit die Klasse sie sehen konnte.

»Wenn dieser Schlüssel oder gar der ... Ein Porsche, nicht wahr?«, fragte er.

»Genau«, sagte sie.

»Nun, wenn dieser Schlüssel oder der Porsche, den sie offensichtlich fährt, jemals mit dem Tuch, das Sie hier sehen, in Berührung kommt – sagen wir, sie fährt drüber – oder wenn sie jemals die Knochen eines Heiligen berühren, dann würden sie als Reliquie dritter Güte eingestuft werden.«

»Wie steht's denn mit Ihnen? Sie scheinen alt genug zu sein, um mit den Heiligen gelebt zu haben«, sagte ein

anderer. »Würde Sie das nicht auch zu einer Reliquie dritter Güte machen, Dr. Bondurant?«

Der Saal kicherte.

»Clever. Jetzt aber zurück zum Tuch«, sagte er. Jetzt, da er sich seine Heimfahrt gesichert hatte, legte er ihre Schlüssel auf sein Pult und wollte sich gerade wieder der Leinwand zuwenden.

Sie schlug die Beine übereinander, warf ihm einen bereitwilligen Blick zu und lächelte.

»Gemäß der Kirchenlegende«, sagte er, »trat die heilige Veronika während der Passion, das qualvolle Tragen des Kreuzes auf den Berg Golgatha, an Jesus heran. Als sie Christi Gesicht mit ihrem Tuch trocken wischte, blieb auf wundersame Weise dieses Abbild vom Antlitz des Heilands unauslöschlich auf dem Tuch zurück. Ein Wunder! Nun«, fuhr er fort, während er erneut auf das kräftige Bild auf der Leinwand deutete, »glaubt man seit 20 Jahrhunderten daran, dass dieses Tuch die Macht besitzt, Blindheit zu heilen, den Durst zu löschen und, genau wie Christus, die Toten wiederzuerwecken. Seit dem 14. Jahrhundert gehört das Tuch zu den am meisten verehrten Kirchenreliquien, nicht wahr, Pater Cleary?«

»Bis zum heutigen Tag, mein fehlgeleiteter Freund«, gab der Priester zurück.

»Wer von Ihnen war jemals in Jerusalem?«, fragte Bondurant.

Niemand hob die Hand.

»Nun, ich kann es nur empfehlen. Neben den Hunderten Souvenirständen, durch die Sie auf der Via Dolorosa waten – den ›Weg der Trauer‹, wo Straßenhändler Kruzifixe und anderen Passions-Nippes verkaufen –, werden Sie auf eine kleine Kirche stoßen, die als die Kapelle des Heiligen Gesichtes bekannt ist. Sie ist der angebliche

Schauplatz des Wunders, das uns das Abbild vom Antlitz Jesu Christi auf dem Schleier der Veronika beschert hat.

Das Neue Testament behandelt die Passion Christi und das Tragen seines Kreuzes auf den Berg Golgotha, und dennoch wird das Schweißstuch der Veronika in keinem der Evangelien auch nur einmal erwähnt«, sagte Bondurant. »Und dann verschwindet das Tuch auf einmal über 1000 Jahre lang aus den Geschichtsbüchern, bis es irgendwann im 12. oder 13. Jahrhundert auf wundersame Weise im Petersdom in Rom wieder auftaucht. Hier wird die Sache langsam interessant«, sagte er grinsend. »Im Jahre 1600 verschwindet das Tuch auf mysteriöse Weise. Dann, wie die Brotlaibe und die Fische aus den Evangelien, erscheint auf einmal eine Vielzahl von Tüchern wie aus dem Nichts«, sagte er, während er die Hände aneinander rieb. »Ein weiteres Wunder? Könnte man annehmen. Heute existieren mindestens sechs Schweißtücher der Veronika, und von allen wird behauptet, sie seien das Original. All diese Tücher werden von der Kirche als wundersame Originale verehrt. Und jedes von ihnen trägt ein vollkommen anderes Abbild von Jesu Gesicht.«

Er ließ die Bildfolge weiterlaufen ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ..., um weitere Abbilder von Christi Antlitz auf Stoff zu offenbaren, jedes noch ungeschliffener als das davor, und alle unterschieden sich deutlich voneinander.

»Man findet sie über den ganzen europäischen Kontinent verteilt in Kapellen und Klöstern. Vom Petersdom in Rom ...«

Klick.

»... über die Hofburg in Wien ...«

Klick.



<http://johnheubusch.com>

JOHN HEUBUSCH wurde 1958 geboren. Nach vielen Stationen in leitenden Positionen von privaten und staatlichen Unternehmen veröffentlichte er 2017 den überaus erfolgreichen Verschwörungsthiller THE SHROUD CONSPIRACY (dt. als DAS BLUT DES MESSIAS). Die Fortsetzung wird 2018 von Simon and Schuster unter dem Titel THE SECOND COMING veröffentlicht. John ist verheiratet mit Marcella Navarra. Sie leben mit ihren Kinder in Kalifornien.

Infos, Leseprobe & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)